Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 8 (1932)
Heft: 11

Artikel: Zeitgenossinnen
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-756231

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

den glatten, weißen Wänden mit Nadeln besteckte Karten; der genaue Plan einer Stadt, mit roten Tintenpunkten. Er wollte nicht mehr deuten ... nur die schwankenden Gedanken konzentrieren. Hervés Schweigen bedrückte ihn. Er wollte ihm gegenübertreten, wie damals im Spital; ihm drohen, ihn besiegen. Aber er fühlte sich im voraus besiegt.

«Meister, ich wette, Sie wollen mich diesmal dem Gericht ausliefern?»

«Ach!» seufzte Flécheyre schmerzlich, «bin ich nicht dein Komplize?» Und in beschwörendem Ton: «Siehst du denn nicht, daß du auch mich tötest, Hervé? Wenn du schon auf die Klagen deiner Opfer nicht hörst, höre wenigstens auf mich! Ich, den du als Freund behandelst, flehe dich an ... Aber du wirst nicht hören. Du bist mir entschlüpft. Was wird jetzt noch alles passieren, großer Gott!»

«Es wird nichts passieren, Meister», erwiderte ruhig Silenrieux. «Ich sagte Ihnen ja, daß ich jetzt die Gewißheit habe, die ich suchte ...»

Und, als hätte er Mitleid mit der Verzweiflung des Greises: «Warum sind Sie denn nicht heute früh weggefahren, da ich Sie doch darum gebeten hatte? Das sind keine Dinge für Sie. Sie sehen ja nur die Gegenwart.»

«Ich sehe nur die Gegenwart . . .» wiederholte Flécheyre mechanisch. «Aber du Hervé, du, der so weit sieht, was hast du gemacht? Was hast du gewollt? Was hast du gesucht . . . ?»

Er hielt entsetzt inne, weil auch ihn die Wißbegier packte und er der Toten auf der Landstraße nicht mehr gedachte.

«Befragen Sie mich nicht, Meister», erwiderte Silenrieux, «noch nicht, später werde ich es Ihnen sagen.»

Befragen Sie mich nicht . . . Diese Worte erinnerten ihn brüsk an die Vergangenheit: Flécheyre fühlte, wie er in einen Abgrund stürzte.

«Ich will abreisen, abreisen!» flüsterte er. «Ich werde hier nicht länger bleiben, nein, keinen Tag mehr.»

Er glaubte auf den Lippen seines Schülers ein Lächeln zu sehen.

Aber Flécheyre reiste nicht ab. Es hielt ihn wider Willen in Puybronde, er war wie angenagelt. Er suchte dafür Gründe, an die er selbst nicht glaubte. Vielleicht würde seine Anwesenheit irgendwelche neuen Katastrophen abwenden. Silenrieux war an der Achtung seines Lehrers gelegen. Mit welchem Eifer und mit welcher Liebenswürdigkeit hatte er sich bemüht, das verlorene Vertrauen wieder zu gewinnen, und wie war es ihm gelungen! Flécheyre fühlte, wie sein Herz schwach wurde, wenn er daran dachte. Die Liebe, die Silenrieux ihm bezeugte, war dessen einziges menschliches Gefühl, die einzige Hoffnung, an die sich Flécheyre klammerte! Sollte er diese schwache Stütze zerbrechen?

Er verließ kaum sein Zimmer, sprach wenig und schlief nicht.

Am dritten Tage ging er aus, um dem Leichenzug zu folgen, den die Bevölkerung der ganzen Gegend bis zum Kirchhof begleitete.

Weinende Waisen, ein stumpfsinniger Mann, eine Mutter, deren furchtbares Geschrei alles übertönte, die schweigende Menge, die ihre Augen abwandte, ängstlich besorgt, der Vergeltung des unsichtbaren Feindes auszuweichen ...

Als der langsame Zug vom Kirchhof zurückkam und sich in den Feldern auflöste, wagten die bedrängten Gemüter noch immer nicht, sich Luft zu machen. Es bildeten sich schweigsame Gruppen. Die ängstlichen Bauern äußerten nicht einmal eine Vermutung. Und als ein Mutiger die allgemeine Ueberzeugung aussprach: Ueber Puybronde schwebt der böse Geist, sahen sie sich an, ohne zu antworten, und einige schlugen das Kreuz.

Vor dem Wirtshaus diskutierten die aus der ganzen Gegend herbeigeeilten Tierärzte. Daß Menschen vor Schreck sterben, mag sein! Aber eine ganze Herde? Wie sollte man so etwas erklären?

Die Bauern sahen sich nicht einmal nach ihnen um. Wozu der Sache auf den Grund gehen? Was nützt es, Ziegenkadaver in die Laboratorien von Paris und Bordeaux zu senden? Sie wußten wohl, daß nur eine einzige Erklärung möglich war: der dunkle Wille des Schicksals, Zauberei ...

Frauen hoben die Faust zum Turm. Und murmelten halblaut, daß Dr. Flécheyre in solcher Nachbarschaft täglich mehr alterte und verfiel.

Er schlug den Fußpfad ein, der südlich zum Hügel führt und die Ebene überragt. Als er sich dem Turm näherte, hob er den Blick und bemerkte einen leichten Rauch, der in der Morgensonne aufstieg.

ZEITGENOSSINNEN

III.

Als vor über 40 Jahren Maria Montessori, die Tochter einer gut bürgerlichen, wenngleich nicht vermögenden italienischen Familie den Entschluß faßte, zu studieren und gar Medizin zu studieren, rief das in Rom kein kleines Aufsehen hervor: damals war das Frauenstudium noch eine unerhörte, in den romanischen Ländern kaum durchführbare Kühnheit: von der Zulassung der Frauen zu den Hochschulen war man noch weit entfernt. Auf dem Internationalen Frauenkongreß in Berlin 1895 war die schöne 25jährige Doktorin Montessori eine viel bestaunte Persönlichkeit, obwohl noch keiner ahnte, daß ihr Weg sie zu Weltruhm führen sollte. — Das Interesse der jungen Medizinerin galt von allem Anfang an dem Kinde. Die Beschäftigung mit geistig abnormen und schwachsinnigen Kindern brachte ihr Erkenntnisse, die sich aus der Vertiefung ihres zugleich medizinischen und pädagogischen Studiums ergaben. Vom warmen Wunsch beseelt, den Minderbegabten und Minderwertigen zu helfen, vertauschte sie ihre ärztliche Tätigkeit an römischen Krankenhäusern mit der leitenden Stelle an dem Institut für schwachsinnige Kinder in Rom. Hier suchte sie unermüdlich nach Methoden, diesen geistig Enterbten Erziehung und Wissen zu vermitteln und sie erreichte mit ihrer medizinisch-pädagogischen Arbeit Erfolge, die als wunderbar angesehen wurden. Ihre Beschäftigung mit den Schwachbegabten führte sie zur Forderung völlig neuer Erziehungsgrundlagen für die Gesamtheit der Kinder, für die Normalen. Im Jahre 1900 begann die viel Erfahrene nochmals für eine Reihe von Jahren zu studieren. Sie wandte sich der Experimentalpsychologie, insbesondere der Kinderpsychologie zu und bereicherte ihr Wissen mit praktischen Untersuchungen in den Volksschulen, in dem Viertel der römischen Armut, wo sie die traurigsten sozialen Zustände fand. Für die Kinder der Aermsten, die bis dahin der Verwahrlosung ausgesetzt waren, eröffnete sie in Rom ihr erstes Kinderheim für Vorschulpflichtige, die «Casa dei bambini», im Januar 1907. Das Erziehungssystem, das dort nach ihren Angaben und unter ihrer Leitung durchgeführt wurde, erweckte bald allgemeines Interesse, lenkte den Blick der Pädagogen aus aller Welt auf die neue Lehre. Ein Siegeslauf begann. Dem ersten Kinderheim folgten weitere, zunächst in Italien, dann in allen anderen Ländern. Die Schriften Maria Montessoris wurden in alle Sprachen übersetzt, Lehrkräfte, Kindergärtnerinnen, Mütter, Psychologen aus Europa wie jenseits des Ozeans pilgerten nach Rom, um Maria Montessori zu sehen, von ihr zu lernen, die Kinderwunder mit eigenen Augen zu schauen. Heute, da Maria Montessori das 60. Jahr zurückgelegt hat, darf sie die Genugtuung erleben, daß ihr Name und ihre Lehre Gemeingut aller geworden ist, die sich für Kinder interessieren, ja ihre Grundsätze haben schon den Grad von Volkstümlichkeit erreicht, wo sie selbstverständlich erscheinen, — das ist das Beste, was einer bahnbrechenden Idee zuteil werden kann. Frau Dr. Montessori selbst hat in wenigen Sätzen die Grundprinzipien ihres wunderbaren Systems zusammengefaßt, das hauptsächlich für das Kindesalter von 2½ bis 11 Jahren gedacht ist, unter ihrer persönlichen Leitung aber bis zur Universitätsreife ausgebaut worden ist: «Die auf Beobachtung sich gründende pädagogische Methode muß die Freiheit des Kindes zur Voraussetzung haben und Freiheit ist Tätigkeit. Die Zucht muß aus der Freiheit hervorgehen.» «Niemand kann frei sein, wenn er nicht unabhängig ist, deshalb müssen die ersten tätigen Aeußerungen der individuellen Freiheit des Kindes so geleitet werden, daß es durch seine Betätigung zur Selbständigkeit gelangt.» «Der Mensch, der durch seine eigene Bemühung alle für sein Behagen und sein Fortkommen im Leben nötigen Handlungen verrichten kann, ist Herr seiner selbst; nichts Besseres können wir den Kindern tun, als sie so früh es nur angeht auf die Entwicklungsbahn zur Selbständigkeit leiten.» — Frau Dr. Montessori spricht augenblicklich in verschiedenen Schweizerstädten über ihr System; der Sitz der internationalen Montessori-Kurse zur Ausbildung von Montessori-Lehrern, die bis jetzt in London, Berlin, Rom etc. abgehalten wurden, soll in Zukunft Genf werden.

Er vermutete, daß Hervé eine Zigarette am Fenster rauchte und über ein neues, wunderbares und mörderisches Projekt nachdachte. Vézelises Worte fielen ihm ein:

Sie werden noch schreckliche Prüfungen zu bestehen haben.

Flécheyre erschauerte trotz der Julihitze und bedauerte, daß er seinen Mantel nicht mitgenommen hatte.

*

Am nächsten Tage kam die Kommission der Seismologen.

Flécheyre sah einen imposanten Mann aus dem Wagen steigen, mit breiten Schultern und jungem Gesicht unter dem grauen Haar- und Bartwuchs. Der Mann grüßte herablassend.

«Chambaz», sagte er, als hätte dieser Name allein genügt, um ihm den unbestrittenen Vorrang zu sichern.

«Und hier mein Kollege Maintier», fügte er hinzu und wandte sich zu einem dürren, gebeugten Greis; «Maintier, Mitglied des Instituts, der so liebenswürdig war, mir seine Unterstützung zu gewähren.»

Maintier entblößte seinen pergamentartigen Schädel und bestätigte durch ein Lächeln, daß er glücklich war, am Ende seiner Laufbahn nicht übersehen worden zu sein und seinen Namen mit dieser aufsehenerregenden Erdbebengeschichte in Verbindung zu bringen.

«Wie, Sie sind es, de Javerne?» rief Flécheyre und näherte sich mit ausgetreckten Händen einem eleganten Reisenden, der behend aus dem Wagen sprang. «Sie, ein Irrenarzt!»

«Nun ja, ein Irrenarzt», antwortete Michel de Javerne. «Ich glaubte, es sei ein Assistent von Chamchen verbarg. «Wahnsinnsepidemien kommen in unserem Zeitalter nicht oft vor. Ich bin entzückt, Sie wiederzusehen, lieber Meister und Freund. Aber ... sagen Sie: Sie sehen leidend aus! Die Luft der Auvergne bekommt Ihnen wohl nicht?»

Noch eine vierte Person stieg aus dem Auto, verneigte sich vor Flécheyre, stellte sich als Jacques Dupont vor und verschwand.

Die beiden Seismologen zogen es vor, im Wirtshaus zu wohnen, um in größerer Ruhe ihre Berichte schreiben zu können, wie Chambaz erklärte. Flécheyre nahm Michel de Javerne, dem er zugetan war, mit sich und brachte ihn in einem großen Zimmer mit altmodischer Wandbekleidung und Empiremöbeln unter. Dabei fragte er: «Wer ist denn dieser Jacques Dupont?»

«Ich weiß nicht recht», antwortete Michel de Javerne. «Ich glaubte, es sei ein Assistent vom Chambaz. Aber der scheint ihn ebensowenig zu kennen wie ich. Ich frage mich, ob es nicht einer von der Polizei ist, den man uns beigeordnet hat, um gleichzeitig mit uns eine Untersuchung einzuleiten, im Falle, daß . . .»

Er schwieg erschreckt über Flécheyres tödliche Blässe.

«Nein, lieber Freund, Sie sind entschieden nicht wohl.»

«Es ist nichts, etwas Ueberarbeitung», murmelte Flécheyre und lehnte sich keuchend an die Wand. «Sie wissen ... seit dem Tode meines Sohnes ...»

«Ein Schüler von Ihnen, dieser Silenrieux?» fragte de Javerne, um die Unterhaltung auf etwas anderes zu lenken. «Der Mann mit dem drahtlosen Telephon, der die Physiologie mit der Physik vertauscht hat, eine erstaunliche Intelligenz!»

«Erstaunlich,» wiederholte Flécheyre, der eine Spalte in der Täfelung zu prüfen schien. «Ja, es ist erstaunlich, wie diese alten Wohnungen verfallen!» sagte er mechanisch.

Michel de Javerne vergaß nie sein erstes Mittagessen mit Dr. Flécheyre. —

Silenrieux belustigte sich damit, die beiden Seismologen aufeinanderzuhetzen, zu hören, wie sie ihre Theorien scharf gegeneinander ausspielten. Chambaz hatte eine triumphierende Art zu behaupten: «Heutzutage nimmt niemand mehr an . . . », die wie eine Verurteilung klang, während seine Hand etwas von der Wandtafel wegzuwischen schien.

Maintier zuckte eigensinnig höflich die Achseln: «Modesache. Alles ist nur Mode hier auf Erden. Sie werden es erleben, lieber Kollege!»

Enttäuscht blickte er auf seine glänzende Karriere zurück, die schon in Vergessenheit geriet, und seine Methoden, die von neuen Männern angefochten wurden.

«Sie werden sehen, daß man auf die Einsturzbebentheorie zurückkommt!» seufzte er. «Der Pla-

(Fortsetzung Seite 327)

Wir sind ein allzeit fröhliches Paar, zu allen Streichen aufgelegt, in allen Dingen einig – nur in einem nicht:
Fop behauptet Chocolade Cailler sei die beste –
Fip will nur Kohler als die beste Chocolade anerkennen.
Was meint Ihr dazu?

MILCHCHOCOLADE / FRIGOR / CREMANT CHOCMEL / RAJAH / ORBA

Cailler KOHLER

FOP FIP

Persönlicher Charme sagt mehr als kalte Schönheit

Individualität verlangt man heute, gesunde Lebenskraft, Rasse!
Wie oft liegt der Reiz einer Erscheinung im kühn geschnittenen Mund mit den blinkenden Zähnen!
Gesunde Zähne sind Kapital. Und um dieses Kapital zu erhalten, brauchen Sie

Trybol

Die reinigende, bleichende Zahnpasta . . . Fr. 1.20
Das heilkräftige, erfrischende Kräuter-Mundwasser Fr. 2.50

22T

So ein Pech – Flecken im weissen Kleid . . . .

und für morgen bin ich eingeladen!

So etwas kann natürlich nur mir passieren! Gerade auf diesen Abend habe ich mich schon so lange gefreut, und Hans schwärmt ja so sehr für dieses Kleid. Er behauptet immer, ich sehe so entzückend darin aus.

Warum aufregen? — Es ist doch eine Kleinigkeit solche Flecken zu entfernen. Mir wenigstens macht so etwas keine Sorge — ich nehme Lux und das Kleid wird wieder so frisch und duftig wie neu und alles ist im nu gemacht.

Das Sunlight-Institut bietet Ihnen viele Vorteile. Schreiben Sie uns, und wir sagen Ihnen wie Sie Mitglied werden können.

Grosses Paket Fr. 1.—
Halbgrosses Paket „ -.55

LUX

LUX lässt Sie natürlich nie im Stich.

Sunlight A.G., Zürich.

L x60-098 SG